

„Ich verkaufe Licht.“

**Die Revolte, der subjektive Faktor
und die subversive Kraft des Erzählens in den Romanen Uwe Timms**

von Detlef Grumbach

Veröffentlicht in:
„Der schöne Überfluss. Texte zu Leben und Werk von Uwe Timm“
Hrsg. von Helge Malchow,
Kiepenheier & Witsch, Köln 2005
Seiten 171—180

„Ich verkaufe Licht.“ In seiner Jugend hat Thomas Linde gegen den Vietnam-Krieg protestiert und in Seminaren über Gramsci diskutiert, vor Fabrikanten Flugblätter verteilt und für den Sozialismus geworben. Heute predigt er auf andere Weise, schlägt sich der alte Achtundsechziger als Beerdigungsredner durch. Irgendwie ist er sich dennoch treu geblieben über die Jahre, beinahe altmodisch. Und plötzlich berührt Iris sein Leben: Lichtdesignerin, ganz auf der Höhe des Zeitgeists, deutlich jünger. Sie begegnen einander nach einer Beerdigung. Es war eine junge Frau, die zu Grabe getragen worden war, eine *vom Film*, viele der Trauergäste waren ebenfalls jung, waren *in*, gehörten zur *Szene*. Er hatte die Trauerrede gehalten, war aus dem Konzept geraten, hatte plötzlich, anders als üblich, den Schmerz, das Klagen, das Weinen in den Mittelpunkt gerückt. Die Tränen seien „das körperliche Zeichen der Klage. Sie lassen unseren Schmerz zur Ader. Sittlichkeit ist mit der Fähigkeit zu weinen untrennbar verbunden. Es ist die reine Form der Verständigung über all das, wohin Sprache nicht reicht.“ „Ich verkaufe Licht“, antwortet sie auf seine Frage, was sie mache.

„Ich verkaufe Licht!“ Der Satz klingt verblüffend und hat zugleich etwas Programmatisches für verschiedene Figuren im Werk Uwe Timms. Arbeit an den Formen der Wahrnehmung, Erzählen. Angebot und Nachfrage politischer Utopien oder auch ganz individueller Sehnsüchte und Wünsche.

Die Frage danach, welche Gestalt sie annehmen, welche Verbindungen sie eingehen, wie weit sie tragen und wo ihre Grenzen liegen. Diese Motive ziehen sich wie ein roter Faden durch sein Werk: Vom Debüt „Heißer Sommer“, dem Roman der Studentenbewegung aus dem Jahr 1974, bis hin zum Roman „Rot“, der so etwas wie einen Nachruf auf die politische Linke der siebziger und achtziger Jahre darstellt, einen melancholischer Rückblick, die Suche nach Trost und – ganz vorsichtig – nach Perspektiven. Immer dort, wo es um die Sphären geht, wohin die Sprache nicht reicht, rückt das Erzählen selbst, das Aufspüren „sprechender Situationen“ oder „sprechender Gegenstände“ in den Mittelpunkt, leuchtet Timm aus, welche Wege oder Strategien die Wünsche und Sehnsüchte wählen, in welche Bereiche sie abgehebelt werden, wie sie mit Effet oder über Bande gespielt ihr Ziel suchen. Ulrich, der Held des „Heißen Sommers“, wird von der Aufbruchsstimmung an der Universität mitgerissen, wird mit der Geschichte des Nationalsozialismus konfrontiert, mit den Bildern vom Vietnamkrieg, von den Diktaturen in Persien, in Griechenland, Portugal und in der Türkei. Und mit dem weltweiten Aufbegehren dagegen. Internationale Solidarität! Man liest Marx und Marcuse, Horkheimer und Adorno. In Seminaren und Studentenkneipen wird heiß diskutiert. Alles hängt irgendwie zusammen. Die Art, wie gesprochen wird, die Gesten, wie Jungen und Mädchen einander berühren, streicheln – das alles fasziniert Ulrich, öffnet ihm neue Horizonte. Er fühlt sich als Teil eines Ganzen, einer Bewegung, in der schon oft gehörte Worte plötzlich eine neue Bedeutung erhalten, auf eine andere Art und Weise stimmen. Nach einer erhitzten Debatte nach Hause gekommen, heißt es: „Später, als er in seiner Mansarde saß, hatte er daran gedacht, wie oft sie das gesagt hatten: verändern und befreien. Vielleicht hatten sie es auch gar nicht so oft gesagt und er bildete es sich nur ein. Aber er hatte an dem Abend im *Cosinus* diese Worte zum ersten Mal mit einer neuen Bedeutung gehört. Er hatte das Gefühl gehabt, als löse sich eine Erstarrung langsam auf, die er früher nicht einmal bemerkt hatte.“

Ulrich im „Heißen Sommer“ bleibt trotz allem zögerlich. So wie Johannes

Gottschalk in Timms zweiten Roman „Morenga“, der das Thema eines „revolutionären“ Aufbruchs mit dem der deutschen Kolonialgeschichte verbindet. Anders als Ulrich trifft Gottschalk in Gestalt der aufständischen Hot-tentotten und des schon fast zum Mythos erhobenen, doch aber kaum greifbaren Morenga auf eine tatsächlich historisch eingreifende und die Welt verändernde Kraft, eine Kraft, die Ulrich im „heißen Sommer“ nur aus der Ferne wahrnehmen kann.

Beide frühen Helden Uwe Timms ähneln dem in die Jahre gekommene Thomas Linde. Sie verbindet, dass sie sehr genau in sich hineinhören, mit beinahe ethnologischem Blick auf sich und auf die Welt schauen: „unideologisch“ würde man heute vielleicht sagen, wenn dieser in Mode gekommene Begriff heute nicht gerade dazu dienen würde, den ideologischen Kern einer Haltung zu verkleistern. Sie spüren, erfahren, begreifen was sie wollen, gehen aber nicht einfach drauflos. Es kann ihnen auch mal die Sprache verschlagen. Der Zweifel gehört dazu. Nicht erst im Nachhinein, wenn man sowieso alles besser weiß, sondern von Anfang an. Wir erleben es, wenn Ulrich über den Sinn einer Seminararbeit nachdenkt oder wenn seine Verzweiflung hochkommt über dieses „Gequatsche über die Kategorien des Kapitals“. Linde hat die alten Mitstreiter aus den Augen verloren: „Ich bin Freibeuter. Ich segle allein.“ Er hat sich irgendwie damit arrangiert, dass aus den einstigen politischen Zielen nichts geworden ist. Er hat aber auch nicht die Seiten gewechselt, fragt sich, wo „die Empörung – meine – geblieben“ ist und blickt voller Sympathie auf die junge Nilgün, diese „Ale-mantürkin“, die heute über „Armut, Dritte Welt, Kindersterblichkeit, Frantz Fanon, Genozid durch die Weltbank“ in einer Art und Weise agitiert wie er oder Ulrich vor dreißig Jahren.

„Wie kann ein Kommunist so ein Buch schreiben?“ – in diesem Tenor spitzten die „Roten Blätter“, die Zeitung des Marxistischen Studentebunds Spartakus, die Debatte zu, als wenige Jahre nach „Morenga“ Timms Roman „Kerbels Flucht“ erschien. „Noch vor drei Jahren bin ich durch Vorlesungen und Seminare gerannt und habe dort zum Kampf ge-

gen die neue Studienordnung aufgerufen. Habe geholfen, Teach-ins vorzubereiten und Flugblätter zu schreiben,“ so grübelt Kerbel in diesem Abgesang auf eine politische Praxis, die eben keine Zweifel mehr zuließ. Kerbel findet sich mit seinen ganz individuellen Bedürfnissen nicht mehr wieder in der politischen Organisation, in den politischen Kämpfen. Sie gehen über sein Leben hinweg. „Und insgeheim wusste ich schon damals, dass die ganze Arbeit umsonst sein würde. Aber niemand sprach das aus. Da gab es nämlich diesen Vorschlaghammer: Zurückweichlerisch. Was für eine wirkungslose Betriebsamkeit.“ Wieder die Macht eines Wortes. Wie die von „verändern“ oder „befreien“. Eine Macht, die ein Wort nur in einer besonderen Situation entfalten kann. Solche Situationen, das Wechselspiel von Sprache und Wirklichkeit interessieren Uwe Timm.

„Das Denken steckt in den Sinnen.“ Der Satz, mit dem Uwe Timm ein Credo bei seiner Arbeit an dem Roman „Rot“ formuliert, klingt irgendwie schief. Doch er berührt einen wichtigen Aspekt seiner Arbeit: die Rolle des „subjektiven Faktors“ in den politischen Kämpfen, der emotionalen „Betroffenheit“, die gerade in den marxistischen Organisationen den „objektiven Verhältnissen und Bedürfnissen“ untergebuttert wurden. Aber Ulrich wird ja nicht von der Aufbruchstimmung der Studentenbewegung erfasst, weil die Argumente so klug sind. Die Klugheit der Argumente erreicht ihn durch die Art, wie sie ihn in einer besonderen Situation ansprechen, weil sie nicht zuerst die Welt, sondern sein Leben verändern. „Lustgewinn“ hieß ein Schlüsselwort der Achtundsechziger, ein Wort, das auf dem Weg in die straff geführten politischen Organisationen auf der Strecke geblieben ist. Eine Figur wie Kerbel – er lebt in einer Wohngemeinschaft, die geradezu verbissen mit dem Kampf für ein besseres Leben beschäftigt ist – spürt diesen Verlust. Sie zerbricht daran, ohne dass seine Genossen dies überhaupt bemerken.

Gegen die sinnliche Erfahrung, gegen ein Lebensgefühl, lässt sich keine Revolution machen. Das Subjekt muss mitmachen! Es muss Lust dazu haben. Auch an der Missachtung dieser Erkenntnis, so muss man die Ro-

mane Timms lesen, ist der Aufbruch der siebziger Jahre gescheitert. Welche Kräfte dagegen individuelle Lust freisetzen und was für Impulse für gesellschaftliche Veränderung sie geben kann, wohin es führt, diesen Faktor zu ignorieren und von oben herab die Veränderung zu verordnen – diesen Fragen geht Timm in den beiden folgenden Romanen nach. Der Tierpräparator Franz Schröder, Lichtgestalt des Romans „Der Mann auf dem Hochrad“, führt gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Coburg das Hochradfahren ein. Schröder fährt zunächst zum Spott der Leute, nach anfänglichen gefährlichen Stürzen später jedoch hoch geachtet, vor allem aber erhabenen Hauptes auf dem aus England importierten Fahrgestell durch die Straßen seiner Heimatstadt. Doch was als kleine Revolution begonnen hat, wird zum Selbstzweck und endet tragisch. Als die Entwicklung des heute gängigen Fahrrads die neue Art der Fortbewegung massentauglich machte und das Leben tatsächlich veränderte, blieb Franz Schröder störrisch auf seinem aristokratischen Hochrad sitzen. Härter noch als der Siegeszug des „Niederrads“ trifft ihn jedoch etwas anderes. Das durchaus unpraktische Hochrad war nicht nur etwas für elitäre Ästheten, die sich buchstäblich „erheben“ und von oben herab schauen wollten, es war – und zwar ausschließlich – etwas für Männer. Denn Frauen war das Tragen von Hosen verboten und mit einem Rock war auf ein Hochrad nun einmal nicht aufzusitzen. Bis Schröders Frau Anna – „darwulltwimol-sehn“ und „WeilichLUSThab!“ – einen Satz aussprach, der dann wirklich so etwas wie eine Revolution auslöste: „Dann muss man eben den Rock abschaffen.“ – „Es ist erstaunlich, wie sie das verbindet, das, wozu sie Lust hat, mit dem, was ihr Nutzen bringt, und so ist ihre Lust immer nützlich und das Nützliche immer Lustvoll.“ So Thomas Linde in „Rot“ über Iris. Das alte Thema, doch mit einer bemerkenswerten Akzentverschiebung. Anna hat an den Nutzen gar nicht gedacht.

Auf „Der Mann auf dem Hochrad“ folgt der Roman „Der Schlangenbaum“: Wagner, ein deutscher Ingenieur, geht für seine Firma nach Argentinien, um dort den vom Scheitern bedrohten Bau einer Papierfabrik zu retten: Zuhause der Stillstand. Das Absterben der Wünsche. Hier schlechter Be-

ton und sumpfiger Baugrund, Korruption, Sabotage und die fremde Kultur der indianischen Bauarbeiter. Alles zerbröseln, löst sich auf, versinkt langsam. Aber Wagner wird's schon richten! Er will mit dem Kopf durch die Wand: „Man kann den Dingen nicht eine ihnen fremde Logik aufzwingen, und erst recht nicht den Menschen. Sonst vergewaltigt man sie. Sie sind dann zerbrochen, auch die Menschen“ – so hält ihm ein Mitarbeiter entgegen. Doch Wagner fühlt sich überlegen, meint, dass er allein das Heft des Handelns in der Hand hält, dass er das Subjekt des Geschehens ist. So nimmt er gar nicht richtig wahr, wie er längst ein Getriebener geworden ist, wie sich die Verhältnisse hinter seinem Rücken umkehren, wie er zum Objekt wird. Juan, sein Dolmetscher, hatte in Berlin Ethnologie studiert. Völlig überraschend erfährt der am Ende gescheiterte Wagner: „Er betreibt Feldforschung. Er beobachtet Sie.“

Wie Uwe Timm die politische Linke vom Aufbruch 1968, über das Versanden der Bewegungen und die Zeitenwende des Jahres 1989 bis heute begleitet, macht ihn zu einem Chronisten der deutschen Nachkriegsgeschichte. Und was für sein Werk insgesamt gilt, trifft insbesondere auf den Roman „Rot“ und die Figur Thomas Lindes zu: Angesichts jedes neuen Falls fragt Linde: Was macht dieses Leben aus? Wovon hat der oder die Verstorbene geträumt? Unter welchen Umständen kann man ein Leben als geglückt bezeichnen, unter welchen als gescheitert? Er greift nach irgendwelchen Anhaltspunkten, einem Wort, einem Gegenstande in der Wohnung, etwas, das ihm merkwürdig vorkommen, das ein Geheimnis, ein Stück Wahrheit, etwas Besonderes bergen könnten. Er spürt die Brüche in einem Leben auf, die es entgegen eines oft glatten, sterilen, „pietätvollen Andenkens“ menschlicher und damit auch begreifbarer machen. So erfährt er beispielsweise, dass ein immer penibler und ordentlicher Mann, den seine Frau nur in den höchsten Tönen loben kann, diese Frau betrogen hat. Oder dass eine Frau, über deren Leben es beinahe gar nichts zu erzählen gibt, im Krieg eine jüdische Nachbarin versteckt hat. Solche Erkenntnisse schlagen sich in seinen Reden nieder, oft nur in Nebensätzen, in einer Andeutung, einem Fragezeichen. Sie geben ihnen aber eine ganz

bestimmte Grundierung, machen sie wahrhaftiger. Es kann aber auch passieren, dass sie ihn verstummen lassen, dass es ihm während der Trauerfeier die Sprache verschlägt. Wenn das Besondere an einem Leben wirklich darin bestand, dass es ein „Scheißleben“ war, dass jemand nach Strich und Faden um sein bisschen Glück betrogen wurde, dass er keine Chance hatte, irgendetwas daraus zu machen.

So wie Linde über jeden einzelnen seiner Fälle spricht, so erzählt er insgesamt auch über sein eigenes Leben, über das seiner Generation. Sein aktueller Fall ist ein Genosse aus alten Zeiten, der das Scheitern seiner Utopien, den Untergang des Sozialismus, nicht verwunden hat. Was ist aus den Träumen von damals geworden? Welche unterschiedlichen Wege haben die einstigen Genossen später eingeschlagen? Wie steht er selbst da in diesem modernen Berlin, an der Seite von Iris? Linde wird plötzlich gezwungen, sich mit den Wurzeln seiner gegenwärtigen Situation zu beschäftigen, biographisch genauso wie gesellschaftlich. Damit knüpft Uwe Timm an seine Romane aus den neunziger Jahren an: „Kopfjäger“, „Die Entdeckung der Currywurst“ und „Johannisnacht“: So unterschiedlich diese auch sind, gehen alle drei zurück auf die Mythen der Kindheit: auf das Zusammenbrechen der bisherigen Werte und Autoritäten, auf die Wurzeln des Wirtschaftswunders, Schwarzmarkt und auf den Traum von Wohlstand und vom großen Geld; auf die Geschichten und Erfahrungen, die diese Entwicklung begleitet haben, die der Autor als Kind in den Wohnküchen im Hamburger Gängeviertel in sich aufgesogen hat und die ein Leben lang in ihm fortwirken. Und in allen drei Romanen wird damit das Erzählen selbst und seine Funktion zum Gegenstand. Der Krieg war überstanden, das Entsetzen und die Verunsicherung sitzt den Leuten noch in den Knochen. Im Erzählen vergewissern sie sich des Erlebten, ihrer Beziehungen und ihrer selbst, tasten sie sich an die neuen Verhältnisse heran. Angst und Schrecken, aber auch eine schauderliche Lust verbreitet beispielsweise die Geschichte vom Trümmermörder, der nachts in einem zerbombten Areal Frauen mit einer Drahtschlinge erwürgt – morgens findet man dann die Leichen. Die Geschichte gehört zum festen Inventar des

Erzählers. Interessant sind dabei vor allem die Situationen, in denen sie erzählt wird, in denen sie ganz unterschiedliche Formen annehmen, etwas anderes bedeuten kann. Mal soll sie den Kindern einfach Angst einjagen und sie dadurch zum Gehorsam bringen (und transportiert hinterrücks doch auch die Angst und Ohnmacht der Erwachsenen). Mal steht sie für die aus dem Krieg vertraute nackte Angst ums Überleben.

Zuhören und erzählen, An- und Verkauf von Erfahrungen, Gefühlen, Ängsten und Wünschen, denen sich die Beteiligten manchmal gar nicht bewusst sind, für die sie sonst keine Worte haben – diesem Wesenszug alltäglichen Erzählens geht Uwe Timm in diesen Romanen nach. Im „Kopfjäger“ macht sich der Anlagebetrüger Peter Walter seine diesbezüglichen Fähigkeiten zu Nutze. Er erzählt seinen im Wirtschaftswunder zu Geld gekommen Opfern solche Geschichten, tastet sie buchstäblich damit ab, hört zu, taxiert ihre Reaktionen: Was macht ihnen Angst, wo fiebern sie mit, was lässt sie aufatmen? Und dann schlägt er zu. Wie bei Becker, einem Kunden, der offenbar Schwarzgeld anlegen will. All sein Zögern und die Angst um sein Geld fokussiert Walter in der Geschichte vom Trümmermörder. Diesmal lässt der Erzähler jedoch eine junge Frau davonkommen. Die Drahtschlinge schon um den Hals erreicht sie die Polizeistation. Beckers Erleichterung darüber ist groß, seine Ängste gebannt. 75.000 Mark vertraut er dem Betrüger an. Peter Walters Kommentar: „Er hat diese Geschichte teuer bezahlt, aber sie ist, finde ich, ihren Preis wert.“

An- und Verkauf unausgesprochener Wünsche und Sehnsüchte – nach diesem Prinzip funktioniert auch die Novelle „Die Entdeckung der Currywurst“, die den Leser zurück führt in die unmittelbare Nachkriegszeit, in die Zeit des Umbruchs, des Schwarzmarkts. Ein junger Mann besucht die alte Lena Brücker im Altersheim, um einem Mythos seiner Kindheit, der ersten Currywurst auf dem Großneumarkt in Hamburg, auf die Spur zu kommen. Lena Brücker hatte früher diese Würstchenbude betrieben. Heute ist sie einsam, wittert die Chance auf Gesellschaft und fragt zu erst, wie lange der junge Mann in der Stadt ist. Sieben Tage? Auf sieben Tage kal-

kuliert sie also die Geschichte, wie sie kurz nach dem Krieg in einer beinahe undurchschaubaren Ketten von Geschäften und Tauschaktionen irgendwie zu Ketchup und Curry gekommen ist und wie sie dann, halb aus Zufall, halb aus der Not heraus, die Currywurst entdeckt hat. Nachmittag für Nachmittag bringt er Kuchen und ein bisschen Leben in ihren Alltag, schenkt sie ihm dafür ganz nebenbei auch eine wunderbare Liebesgeschichte. Sie hatte einen Deserteur in ihrer Wohnung vor der Wehrmacht versteckt, und aus Angst, dass der Geliebte sie verlässt, wenn die Gefahr für ihn vorbei ist, verschweigt sie ihm das Kriegsende. Bis alles auffliegt. „O.K.“ sagt sie in einer erregten Debatte zu ihm. „O.K.“ Wieder die Irritation eines bestimmten Wortes in einer bestimmten Situation. Es gehörte bislang nicht zu ihrem Sprachschatz. Sie muss es irgendwo aufgeschnappt haben. Der Geliebte weiß in diesem Augenblick: Die Engländer sind in der Stadt.

Mit dem Roman „Johannisnacht“ kommt Timm im gegenwärtigen Berlin an, in dieser Stadt mit ihren Regierungsbauten und der alternativen Szene, mit Zeitgeistglamour und Hinterhofkultur, Schickimickiszene, besetzten Häusern und Zigtausenden illegal dort lebenden Ausländern. Hier begegnen wir auch schon der Figur eines Beerdigungsredners. Berlin hat einen Hauch von Anarchie, für den Uwe Timm empfänglich geblieben ist, der auch dem Roman „Rot“ eine Grundtönung gibt. Schließlich ist da noch Lindes Fall. Warum hat der alte Genosse testamentarisch verfügt, dass Linde die Trauerrede halten soll? Wollte er ihn bloß zwingen, sich noch einmal mit der gemeinsamen Vergangenheit zu beschäftigen? Mit einer anderen Möglichkeit, mit der Geschichte umzugehen. Oder will er ihn vielleicht sogar dazu verleiten, eine letzte Aktion des Widerstands zu Ende zu bringen, an der sein Tod ihn gehindert hat. Denn Aschenberger, so sein Name, hatte, todkrank, die Siegestsäule in die Luft sprengen wollen. Jetzt steht Linde in seiner Wohnung, findet die genauen Pläne, entdeckt ein Bekenner schreiben, stolpert geradezu über das Päckchen Sprengstoff. Was soll er tun?

„Literatur will genau das“, sagt Uwe Timm in seiner Poetik-Vorlesung „Erzählen und kein Ende“: „Füttern und Tränken der Triebe.“ Widerstand gegen die Verhältnisse, wie sie nun einmal sind – und sei es nach dem Zusammenbruch der Linken nach 1989 auch nur als Möglichkeit. „Parteilichkeit der Literatur“, dieser Begriff ist nicht zu Unrecht aus der Mode gekommen, weil er für eine Parteilichkeit in Anspruch genommen worden ist, die eine „objektive Wahrheit“ für sich gepachtet hatte, die dem Subjekt wenig Raum ließ. Timms Romane zeigen eine andere Parteilichkeit. Im Erzählen drückt sich die subjektive Wahrnehmung, die Kraft und Stärke des Individuums aus, mit der subversiven Kraft des Konjunktivs öffnet er den Raum für die Möglichkeit, dass alles auch ganz anders hätte sein. „Ich verkaufe Licht.“ Erzählen, so Uwe Timm, hat etwas damit zu tun, „sich in der Welt zurecht zu finden“.